

Prof. Dr. Alfred Toth

Grammatik als Zuordnungsapparat von Lauten und Bedeutungen

1. Grammatik wird in ihrer abstrakten Form meist definiert als „Zuordnung von Ausdruck und Inhalt“ (Weigand 1978), womit gleichzeitig der Anschluss der Linguistik an die Semiotik vorbereitet wird, denn Ausdruck und Inhalt sind ja die beiden Seiten des (sprachlichen) Zeichens, so wie es z.B. bei Saussure (1915) definiert wird. In Wahrheit ist aber diese Gleichsetzung alles andere als ein Zufall, denn das Sprachzeichen wurde lange Zeit und wird z.T. noch heute als massgebendes Vorbild für die Definition eines allgemeinen Zeichenbegriffs genommen, basierend auf der Annahme, die Sprache sei das reichste, komplexste und daher interessanteste aller Zeichensysteme. So wird z.B. in der Terminologie von Nöth (1975) das allgemeine Zeichen aus dem sprachlichen durch „Analogie“ gewonnen und das sprachliche Zeichen aus dem „allgemeinen“ Zeichen hernach „restrukturiert“.

2. Doch wie soll man durch Anwendung eines sprachlichen Zeichenbegriff auf ein nicht-sprachliches Objekt andere als negative Schlüsse ziehen? Warum hat niemand das Umgekehrte versucht und z.B. das Verkehrszeichen als „allgemeines“ Zeichen genommen und seine Handlungs-Bedeutung auf die Sprache angewandt? Weil offenbar die Nicht-Linguisten den Nonsens eines solchen Unterfangens bemerkt hatten. Es ist daher kein Wunder, dass die beiden allgemeinsten heute bekannten Zeichenmodell beide von Mathematikern stammern – das Schrödersche (vgl. Schröder 1890) und das Peircesche Zeichenmodell. Während das Schrödersche Zeichenmodell dyadisch ist und besagt, dass alle n -aden wenigstens formal auf Dyaden reduziert werden können, ist das Peircesche Zeichenmodell triadisch und behauptet, dass alle n -aden auf Triaden zurückgeführt werden könnten. Hier aber kommen wird nun zu einem Problem: Rein formal sind natürlich beide allemeinen Zeichenmodelle vertretbar, da sie keine mathematischen und logischen Gesetze verletzen, aber während das dyadische Zeichenmodell direkt auf das sprachliche, zweiseitige, aus Ausdrucks- und Inhaltsseite bestehende Zeichenmodell angewandt werden kann, ist dies offenbar beim Peirceschen Modell

nicht möglich (vgl. ausführlichst Toth 1997). Nimmt man nämlich z.B. ein Phonem, d.h. die kleinste bedeutungsdifferenzierende Einheit der Grammatik, dann kann sein Lautanteil mit der Ausdrucks- und seine Bedeutungsdifferenzierungs-komponente mit der Inhaltsseite identifiziert werden. Da sich sprachliche Zeichen sowohl nach der Ausdrucksseite (z.B. lat. regem > franz. roi, lat. legem > franz. loi, also vulgat. Ē, Ī [> franz. -wá) wie nach der Inhaltsseite (z.B. griech. δίσκος „Wurfscheibe“ > dt. Tisch, engl. desk [mit je wiederum verschiedener Bedeutung]) entwickeln können, fragt man sich, wofür man dann einen Interpretantenbezug braucht? Ein Phonem bildet höchstens dann Konnexen, wenn es nicht allein, also nicht als einzelne kleine Entität auftaucht, sondern in Silben, Wörtern und grösseren Zusammenhängen. Daraus folgt, dass es nicht nur unnötig, sondern sogar falsch ist, dem Phonem einen Interpretantenbezug aufzudrängen, zumal das Phonem nicht einmal über eine voll ausgeprägte Bezeichnungsfunktion („Bedeutungsdifferenzierung“) verfügt (sondern in Minimalpaaren in Opposition steht, z.B. /rippe/ : /lippe/ : /kippe/ usw. oder /harn/ : /hirn/ : /horn/ usw.).

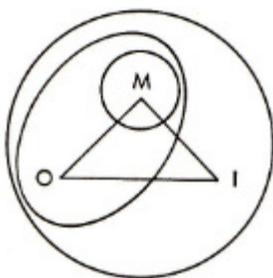
3. Das letztere Beispiel bringt uns aber gerade zum zentralen Problem der Anwendung der triadischen Semiotik von Peirce auf die Linguistik: Das Peircesche Zeichenmodell lautet nämlich vollständig

$$ZR = (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I))),$$

d.h. es ist

$$M \subset (M \rightarrow O) \subset (M \subset O \subset I)$$

oder in einem Venndiagramm dargestellt (Maser 1973, S. 40):



Mit anderen Worten: Das Phonem taucht zwar auf der M-Ebene auf, damit aber qua Inklusion auch auf der O- und der I-Ebene. Das ist zwar insofern

beschreibungsadäquat, als dass auch Wörter (O) und Sätze (I) sich letztendlich in Phoneme zerlegen lassen, insofern jedoch falsch, da die kleinsten Einheiten der O-Ebene eben die Lexeme oder Sememe und nicht die Phoneme und die kleinsten Einheiten der I-Ebene eben die Satzteile und Sätze und wiederum nicht die Phoneme sind. Entsprechend analysiert Walther (1979, S. 100 ff.) kleinste Einheiten nur auf dem M-Bezug, Wörter nur auf dem O-Bezug und Satzteile (NP, VP) und höhere Satzverbindungen nur auf dem I-Bezug. Wegen der Inklusion ist es nun jedoch wiederum so, dass die Syntax nur bei Sätzen, also auf dem I-Bezug bewirkt, d.h. es gibt im Peirceschen Zeichenmodell keine Möglichkeiten, eine Taktik der Phoneme (Phonotaktik) und eine Morphotaktik, Lexotaktik oder Semotaktik darzustellen, wie sie z.B. innerhalb der Stratifikationsgrammatik (vgl. Lamb 1966) analysiert sind. Ferner wird, wie ebenfalls aus den 5-7-Strata-Systemen der Stratifikationsgrammatik hervorgeht, das semiotisch vorgegebene und d.h. für die Linguistik theorie-induzierte 3er-Schema dieser nicht gerecht, da die Einheiten Laute – Wörter – Sätze auch für ein reduktives Schema viel zu primitiv ist.

4. Das Problem bleibt jedoch der Interpretantenbezug. Dieser kann als Wert bzw. Kategorie beibehalten würden für alle Fälle, wo Konnexen bzw. Kontexte eine Rolle spielen, aber er sollte optional sein, um nicht zu einem Nonsens zu führen wie dem erwähnten, dass man gezwungen ist, für einzelne Phoneme solche Konnexen anzusetzen. Geht man jedoch von dem in Toth (2011) eingeführten dyadisch-tetraivalenten Zeichenmodell

$$ZR_{2,4} = ((3.a \ 0.b), (2.c \ 1.d))$$

aus, das nicht nur alle 3 Peirceschen Werte, sondern sogar 4 besitzt und dyadisch ist wie die Zeichenmodelle de Saussures und Schröders, dann kann $ZR_{2,4}$ auf jeder grammatischen Ebene angesetzt werden, ohne daß eine bestimmte Anzahl von Ebenen durch die Semiotik induziert wird. $ZR_{2,4}$ funktioniert sogar für die stratifikationellen „Hypophone“, die materiale Substrate der Laute sind, denn es enthält die qualitative Kategorie 0 (vgl. dazu bense 1975, S. 65 f.). Das dyadische Zeichenmodell $ZR_{2,4}$ kann von der Phonologie bis hinauf zur „Semologie“ oder sogar „Hypersemologie“ (Lamb 1966) angesetzt werden, da jedes Zeichen, sofern es eines ist, über eine

Ausdrucks- und eine Inhaltsseite verfügt. Zeichen, bei denen die eine oder die andere Seite fehlt, gibt es ja per definitionem nicht.

Bibliographie

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

de Saussure, Ferdinand, Cours de linguistique générale. Paris 1915

Maser, Siegfried, Grundlagen der allgemeinen Kommunikationstheorie. 2. Aufl. Berlin 1973

Nöth, Siegfried, Semiotik. Tübingen 1975

Schröder, Ernst, Über das Zeichen. Karlsruhe 1890

Toth, Alfred, Entwurf einer Semiotisch-Relationalen Grammatik. Tübingen 1997

Toth, Alfred, Zur Charakteristik der dyadisch-tetravalenten Zeichenfunktion. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, <http://www.mathematical-semiotics.com/pdf/Charakt.%20dyadisch-tetravalent.pdf> (2011b)

Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

Weigand, Edda, Die Zuordnung von Ausdruck und Inhalt bei den grammatischen Kategorien des Deutschen. Tübingen 1978

20.5.2011